

Artikel

Hermann P.
Siller

Die Fähigkeit, eine Biographie zu haben

Für Günter Biemer

Ausgehend von der Erfahrung, daß sich gerade älter werdende Menschen mehr mit ihrer Biographie befassen, werden Voraussetzungen beschrieben, wie man dazu kommt, die eigene Biographie zu erzählen: eine reife Selbstbestimmung, Bereitschaft zu dieser Form von Kommunikation, Verwendung von Formen sozialer Konventionen, Bezug zum Fragment und zum Umgang mit Konflikten. Sind diese Voraussetzungen gegeben, wird sich auch die Erinnerung der eigenen Biographie einstellen. – Dieser Beitrag wurde von Siller zu Günter Biemers 65. Geburtstag im September 1994 ausgearbeitet und ist diesem gewidmet. Wir möchten nun das ganze Heft „Biographie und Glaube“ zwei langjährigen Redaktionsmitgliedern widmen, die 25 bzw. 19 Jahre die „Biographie“ von Diakonia mitgeschrieben haben und mit Ende 1994 ausgeschieden sind: Günter Biemer und Bernhard Honsel – verbunden mit einem nochmaligen ganz herzlichen Dank an die beiden für die lange Weggemeinschaft mit und für Diakonia und ihre Leser. red

1. Das Alter bietet eine besondere Chance und Notwendigkeit, eine Biographie zu haben

Es dürfte kaum eine Frage sein, daß im Alter intensiv zurückgeschaut wird, bestimmte Situationen immer wieder vor Augen kommen, oft zur Wiederholung der Freude, oft aber auch weil die erinnerte Situation noch nicht abgehakt ist. Sie will noch bestanden werden. Dann bedarf der Blick zurück der ganzen Kraft, um standzuhalten, nicht zu verdrängen, zu sagen: Das bin ich. Dies sagen zu können, ohne vor Entsetzen wie der Reiter nach dem Ritt über den Bodensee, also nach schon längst bestandener Gefahr, noch tot vom Pferde zu fallen, ist keine Selbstverständlichkeit. Erinnernte und unausgestandene Schuld- oder Schamgeschichten sind die größte Herausforderung für biographische Erinnerungen. Insofern kann Gelebtes nicht einfach auf sich beruhen. Das Aufsich-beruhen-lassen-können ist ja gerade das Problem. Das setzt schon voraus, mit sich selber versöhnt zu sein. Und das ist alles andere als selbstverständlich. Doch auch der Blick nach vorne gehört zur Biographie. Und er hat ebenfalls eine besondere Herausforderung in sich. Er stellt eine sehr praktische Frage: Wie kann ich damit umgehen, daß ich eines Tages meiner Selbstmächtigkeit verlustig gehen werde? Aus dieser Frage bekommen auch andere Fragen ihre besondere Dringlichkeit: Wer bin ich? Wohin gehe ich? Was darf ich hoffen? In wessen Hände

falle ich, wenn ich mir selber im Sterben aus der Hand gerate? Die Herausforderung, die im Alter liegt, „ich“ sagen zu sollen, ist freilich nicht zuerst als eine Not, sondern als eine unermeßliche Chance, als eine Gnade zu begreifen. Kaum jemals zuvor haben wir die Möglichkeit, „ich“ mit einer so weit gespannten, das Leben integrierenden Kraft auszusprechen. Nie vorher war das „Ich“ so erfüllt von gelebter Erfahrung. Und jetzt besteht die Herausforderung darin, diese sich noch einmal anzueignen, sie zu bejahen, und das heißt, „ich“ zu sagen. Das ist die Authentizität und Autorität, die einer oder einem im Alter zuwächst. In dieser Chance liegt allerdings auch ein Risiko, nämlich die Neigung, die Erinnerungen zu halbieren in angenehme und in unangenehme, in ihnen zu schwelgen oder sie zu verdrängen. Das würde bedeuten, Identität zu spalten, „ich“ nicht stark zu sagen.

2. Die Fähigkeit, eine Biographie zu erzählen, ist eine Sache der Reife und der Selbstbestimmung

Nicht in jeder Gesellschaft braucht der Mensch sein Leben zu thematisieren. Wer in einem Dorf in Melanesien lebt, in dem alles noch seinen althergebrachten, unbedingten Gang nimmt, die Gesellschaft völlig stabil und geschlossen in sich ruht, der ist nie nach seinem Leben gefragt, er wird es nicht erzählen. Es ist ohnehin allen bekannt und wird von allen geteilt, weil es von vornherein fest geordnet ist. Was erzählt wird, ist etwas anderes: der Mythos vom Entstehen der gemeinsamen Ordnung, also so etwas wie eine kollektive Biographie. Das Erzählen einer persönlichen Biographie wäre hier sinn- und funktionslos. Es hätte keinen sozialen Ort. Wenn aber eines Tages aus irgendwelchen Gründen sich die Ordnung im Dorf ändert etwa dadurch, daß sich neue gesellschaftliche Notwendigkeiten, damit neue Arbeitsfunktionen und Rollen, neue Lebensalternativen einstellen, dann ist für ein Dorfmitglied von vornherein nicht mehr eindeutig vorprogrammiert, wer und was es in seinem Leben sein wird. Es muß sich eine Stelle im Dorf wählen und erwerben. Das heißt, es muß im gesellschaftlichen Wandel eine eigene Lebensform erst gewinnen. Nun wird es auch gefragt werden, wer es sei. Zur Antwort wird es seine selbst entworfene Lebensgeschichte erzählen. Besonders aber in dem Fall wird jemand gefragt, wer er sei, wenn er aus der Dorfordnung ausgebrochen ist und sich einer anderen Ordnung angeschlossen hat, wenn er also eine Bekehrung hinter sich hat. In diesem Fall wird er nicht nur von anderen gefragt, er wird sich selber fragen müssen, ob er noch der Mensch desselben Namens ist, wie er in seinem neuen Lebensentwurf sein früheres Leben bewältigt hat, wie er „ich“ sagen kann.

Die Biographie wird einem also nicht in jeder gesellschaftlichen Situation abgefordert. Die Notwendigkeit, biographisch zu erzählen, ist nur gegeben, wenn das „Ich“ einer Erläuterung und der Anerkennung seitens anderer bedarf. In unserer Gesellschaft ist diese Situation häufig gegeben. Nicht alle haben freilich die Kompetenz zu biographischem Erzählen. Das eigene Leben zu erzählen ist subjektiv voraussetzungsvoll. Man muß dazu auf das Leben im Ganzen ausgreifen, das heißt die eigenen Möglichkeiten, Grenzen und Alternativen wahrnehmen. Die Fähigkeit dazu reift in der Jugendzeit. Die Erkenntnispsychologie Jean Piagets nennt die entsprechende Entwicklungsstufe „formal-operationales Denken“. Erst auf dieser Stufe werden Sinnzusammenhänge erkannt, hypothetisch gedacht, ein eigenes Lebenskonzept entworfen und deshalb „autobiographisch“ erzählt. Sein Leben zu erzählen setzt aber auch voraus, daß der erwachsen werdende Mensch emotional freigesetzt ist. Er muß also aus seinen elterlichen Bindungen und Symbiosen herausgewachsen sein und zu einer selbstverantwortlichen Lebensführung gefunden haben. Er muß ein freies, selbstbestimmtes Verhältnis zu sich gefunden haben. Wenn er sich nur als das Resultat chaotischer Triebe und willkürlicher Kräfte erlebt oder wenn die Wirklichkeit nur als anonymes, undurchschaubares Verhängnis, als Schicksal erfahren wird, dann kann die eigene Lebensgeschichte nicht erzählt werden. Man käme in ein Dilemma, zwischen der Wirklichkeit als Produkt biologischer Evolution oder sozialer Gesetze und dem sich frei bestimmenden Ich. Die Biographie lebt ganz aus dem Konflikt der Freiheit, sich über das Schicksal erheben und Naturhaftes, Ererbtes und gesellschaftlich Vorgegebenes gestalten zu müssen, um Mensch sein zu können. Im Konflikt, sein Leben bejahen zu können oder daran verzweifeln zu müssen, hat die Biographie den Ort ihrer Entstehung.

3. Die Biographie ist eine kommunikative Handlung

Der Lebenslauf, den jemand bei der Bewerbung um eine Stelle abgibt, ist noch keine Biographie.¹ Er ist lediglich ein Gerüst von Daten. Sein Verhältnis zu den Daten seines Lebens gibt jemand darin nicht zu erkennen. Einen Reim darauf macht sich erst der Personalchef. Der rekonstruiert mit Hilfe gesellschaftlich gängiger und von ihm in seinem eigenen Leben benutzter Muster daraus einen Sinn, allerdings eben seinen Sinn. Auch die Memoiren etwa Adenauers oder Beckenbauers möchte ich

¹ Vgl. H. P. Siller, Biographische Elemente im kirchlichen Handeln, in: O. Fuchs (Hrsg.), Theologie und Handeln. Beiträge zur Fundierung der Praktischen Theologie, Düsseldorf 1984, 187-209.

nicht gern biographisch nennen, obgleich selbstverständlich biographische Elemente drinstecken. Memoiren heben eher auf historisch denkwürdige oder amüsante Episoden ab als auf die Sinngestalt, die ein Mensch seinem Leben erzählend immer wieder aufs neue abzugewinnen versucht. Diese Sinngestalt, festgemacht an den Vorkommnissen des Lebens, ist der Gehalt biographischen Erzählens. Dieser Sinn kann auch an einem kleinen Ereignis seine Gestalt gewinnen. Es hat dann einen gleichnishaften Charakter für das ganze Leben und ist deshalb im vollen Sinn biographisch. Die Fakten allein machen noch keine Erzählung.

Anlässe, Lebens-
geschichten zu
erzählen

Es gibt zahlreiche Anlässe, Lebensgeschichten zu erzählen. Zu nennen wären die wenig fruchtbaren Augenblicke in der Erziehung, wenn etwa ausgeholt wird: „Bei uns war das so: . . .“ Oder das unhinterfragbare Argument: „Ich habe in meinem Leben oft genug erfahren müssen, daß . . .“ Oder die in den meisten Familien inzwischen selten gewordenen Erzählrunden vielleicht an Geburtstagen oder Jubiläen. Ich denke an die klassische Situation des Erzählens vor Gericht, beim Arzt, beim Seelsorger, beim Therapeuten. Biographisch erzählt wird, um einem anderen mich, meine Handlungsweise zu erklären. Biographisch erzählt wird, um mich in meinen Rechtsansprüchen kenntlich zu machen. Biographisch erzählt wird, um mich meiner selbst zu vergewissern und damit Kriterien für meine künftige Handlungsweise zu haben.² Entsprechendes wird natürlich erwartet, wenn man der biographischen Erzählung eines anderen zuhört. Aber es gibt noch eine andere und wie mir scheint fundamentalere, alle anderen Situationen biographischen Erzählens tragende Handlungsintention. Wenn jemand sich selber oder einen anderen vorstellt, dann nennt er zuerst den Namen. Damit macht er sich oder den anderen überhaupt erst ansprechbar und zu einem teilnehmenden Subjekt der Kommunikation. Nun ist er nicht mehr nur ein Gegenstand des Gesprächs, sondern ein Teilnehmer. Meist ist der Name aber noch zuwenig, dann fängt der oder die Vorstellende, der oder die Vorgestellte selber an, biographisch zu erzählen. Sicher kommt es dabei auch auf gemeinsame Daten, auf Berührungspunkte zweier Lebensgeschichten an. Viel wichtiger ist aber, daß der Erzähler oder die Erzählerin ihre Einstellung zu diesen Daten verrät, daß jemand sein Verhältnis dazu durchblicken läßt. Denn damit gibt der Vorstellende seinen

² Vgl. M. Kohli, Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematisierung, in: J. Matthes (Hrsg.), Lebenswelt und soziale Probleme, Frankfurt und New York 1981.

Standpunkt, sein Verhältnis zu sich oder zum anderen, den er vorstellt, preis. Auf diese Weise empfiehlt einer den anderen und verbürgt sich einer für den anderen oder empfiehlt sich selbst. Was liegt dieser Selbstkundgabe zugrunde? Was ist der ursprüngliche Handlungssinn biographischen Erzählens? Biographisches Erzählen bringt selbstverständlich über den Erzählenden oder über einen Dritten etwas zur Kenntnis, was bisher noch nicht gewußt wurde. Aber das ist nicht alles. Biographisches Erzählen sucht eine Art Zustimmung oder wenigstens Berücksichtigung. Die gesuchte Zustimmung oder Berücksichtigung betrifft manchmal eine gemachte Erfahrung, manchmal eine getätigte Handlung, manchmal einen erhobenen Anspruch. Darin werden immer auch Anerkennung und Berücksichtigung des Trägers von Erfahrungen, von Handlungen und Ansprüchen eingeholt. Gesucht ist im biographischen Erzählen die Anerkennung einer konkreten Person. Sie will anerkannt sein als in bestimmten Geschichten erfahren gewordene, als verantwortlich handelnde, als ein Subjekt bestimmter Ansprüche. Von den Argumenten, die als erzählte Lebensgeschichte vorgebracht werden, gilt: Ihre argumentative Kraft liegt darin, daß jemand aufgrund seiner Biographie ein allgemeines Prinzip für sich reklamiert, etwa wenn aufgrund von Herkunft oder Leistung ein Recht für sich in Anspruch genommen wird. Die Kraft der Inanspruchnahme hängt auch ab von der Anerkennung des erzählend vorgestellten Lebens eines Rechtssubjekts. Die argumentative Kraft erwächst also einerseits aus dem Prinzip etwa der Leistungsgerechtigkeit und andererseits aus der Anerkennung als ein Rechtssubjekt. Weitergehend kann sogar angenommen werden, daß die Prinzipien des Handelns allgemeinere Formulierungen konkreter wechselseitiger Anerkennungen sind. In diesem Sinn ist biographisches Erzählen als Bitte um Anerkennung einer konkreten Lebensgeschichte nicht nur die Anwendung eines allgemeinen Prinzips, sondern auch dessen Voraussetzung. Der Erzählende ringt darum, vor dem andern im vollen Sinn „ich“ sagen zu dürfen. Er will den Zuhörer wenigstens zur Respektierung, wenn nicht gar zur Bejahung oder zur Hochschätzung seiner selbst gewinnen. Er bittet in seiner Erzählung den anderen um Anerkennung als der, der er ist. Er tut dies insbesondere dann, wenn er dieser Anerkennung in gewisser Hinsicht nicht mehr selbstverständlich sicher sein kann. Elementarer Akt dieser Anerkennung ist aufmerksames Zuhören. So ist biographisches Erzählen ein Vollzug der elementaren Grundbestimmung des Menschen, daß er

nicht allein ist, sondern durch und durch des anderen bedarf. Würde und Selbstschätzung wird ihm durch den Respekt und die Hochschätzung seitens anderer zuteil. Wie elementar biographisches Handeln mit Würde zu tun hat, wird gerade in der Verkehrung dieses elementaren Handlungssinnes deutlich. Lebensgeschichten insbesondere Dritter werden auch erzählt, um Hochschätzung abzuerkennen, Respekt zu verweigern. Ich denke dabei weniger an Kritik und an die Verurteilung einzelner Handlungen, denn beides setzt ja, wenn es zur Besserung führen will, Anerkennung gerade voraus. Ich denke an das böse Gerücht, an den Rufmord.

4. Biographisches Erzählen bedient sich sozialer Konventionen und Konfektionen

Beim aufmerksamen Mithören, wenn wir die eigene Lebensgeschichte erzählen, werden wir bemerken, daß wir verschiedene Fassungen von ihr haben und daß wir bei jeder Fassung ein bestimmtes Muster benutzen.³ Erzählte Lebensgeschichte ist also gar nicht so einmalig und unvergleichlich. Es gibt für sie Rahmungen, Passepartouts. Diese brauchen wir nicht zu erfinden, sie sind vorgefertigt. Wir finden sie in der Sprache vor. Man trägt sie fast wie Konfektion. Zeitabhängig und daher in bestimmtem Sinn modisch sind sie auch. Nur weil solche Muster zur Verfügung stehen, können wir uns ohne allzu viele Umstände über unsere Lebensgeschichte verständlich machen. Die Muster machen fremde Lebensgeschichten den Zeitgenossen vertraut und plausibel. Ich zähle einige Konfektionen in ihren gängigen Trends auf: Es gibt das Muster der *Reifungsstufen*. In ihm spiegelt sich die Persönlichkeit des Bürgertums. Ihren literarischen Ausdruck findet dieses Muster im Bildungsroman. Das Profil dieses Musters ist die fortschreitende individuelle Selbstverwirklichung. Es gibt das Muster, das den Weg als *Karriere nach oben* versteht, sei es als beruflichen Erfolg, als Gewinn an Ansehen, Reichtum oder Macht. Gesellschaftlicher Abstieg oder Stagnation muß dann als Verfehlen des Lebenssinns interpretiert werden. Beide bisher genannten Muster haben an Glaubwürdigkeit verloren. Andere nehmen an Plausibilität zu. Da ist etwa die *konsumistische Karriere*. Lebensphasen werden nach Anschaffungen, Wohnungen, Autotypen oder Partnerwechsel unterschieden. Es gibt wahrscheinlich zunehmend das *Muster schicksalhafter Determination*. Es hängt zusammen mit politischen und insbesondere mit ökologischen Situationsbeurteilungen oder mit persönlich lähmenden Erfahrungen wie Arbeitslosigkeit. Alternativen zu dem faktisch Gelebten sind nicht mehr auszumachen. Eine

³ P. L. Berger, *Einladung zur Soziologie. Eine humanistische Perspektive*, München 1971, 64–76.

Wahl erscheint deshalb nicht möglich. Es gab und gibt das *Muster des Ausstiegs*, der großen oder kleinen Fluchten in ein gesellschaftliches Abseits, sei es in eine Idylle auf dem Land, sei es in die prinzipielle Verweigerungshaltung des Tramps. Auch die *christliche Tradition* hat Muster ausgeprägt. Ein solches Muster hat im Pietismus geradezu den Charakter eines Stereotyps angenommen. Dieses Muster artikuliert sich nicht so sehr in Entwicklungen, sondern in biographischen Brüchen: in Vergebung, Bekehrung, im radikalen Neuanfang. Die Gesellschaft läßt uns also nicht allein, wenn wir unser Leben artikulieren müssen. Sie gibt uns sprachliche Muster an die Hand. Diese Muster interpretieren aber nicht nur erst nachher das vorher schon Gelebte. Sie sind auch Leitbilder für das Leben, maßgebliche Rahmenentwürfe für die Zukunft. Ohne sie sind wir orientierungslos.

Zwei Arten des Umgangs gibt es mit diesen sozial vermittelten Mustern von Lebensgeschichten, die pathologisch sind.⁴ Einerseits die Totalidentifikation mit einem solchen Muster. Sie macht rigide, läßt für die Vielfalt des Lebens keinen Raum. Sie deformiert und ist meist nur vorübergehend oder in totalen Institutionen wie in Haft, Kloster oder Klinik annähernd überhaupt realisierbar. In einem solchen Fall gibt es auch kaum etwas zu erzählen. Die andere pathologische Umgangsart ist die Verweigerung solcher Artikulationsmuster. Auch dann gibt es nichts mehr zu erzählen, und die Möglichkeit, im Leben zwischen Alternativen wählen zu können, geht verloren. Die humane Umgangsart mit diesen Mustern liegt dazwischen: Wir gebrauchen sie ein bißchen wie bei einem Kostümball, wir verändern sie, kombinieren sie, wechseln ab, passen sie uns an, passen uns auch ihnen an. So geben wir ihnen unsere Prägung. Wir benützen sie ähnlich wie die Grammatik, um unsere Individualität in ihnen auszudrücken.

5. Biographisches
Erzählen bleibt
Fragment und macht
Vorbehalte

Jede Erzählfassung einer Lebensgeschichte ist standortgebunden, deshalb auf Kontexte abgestimmt und perspektivisch. Die Fassung, die jemand am Stammtisch erzählt, unterscheidet sich von der, die dem Ehepartner erzählt wird. Wenn auf die Erlebnisse des Krieges, der Nazi- oder der Stasizeit die Rede kommt, wird man, gerade wenn man sich bemüht, ehrlich zu sein, sensibel auf die vermuteten Standpunkte und Sichtweisen der Gesprächspartner eingehen. Aus den vielen mir zur Verfügung stehenden Geschichten werde ich solche auswählen, die, ohne Mißverständnisse zu erzeugen, dem

⁴ E. Goffman, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt 1985; *ders.*, *Asyle*, Frankfurt am Main 1984.

Gesprächspartner meine heutige Haltung dazu verständlich machen. Dem Ehepartner gegenüber wird mir anderes einfallen als den Freunden gegenüber, mit denen ich politische Lehren aus der Vergangenheit ziehen will.

Der Erzählerstandpunkt verändert sich aber auch mit dem Lebensalter. Die Kindheit zeigt im Alter von siebenzig Jahren ein anderes Gesicht als mit vierzig. Keine Erzählfassung ist erschöpfend und endgültig. Jede ist ein vorläufiger, in der Reichweite beschränkter und auf eine Situation bezogener Versuch. Meist muß er nicht nur ergänzt, sondern auch revidiert werden. Aus dieser Erfahrung sind wir genötigt, unsere Lebensgeschichte sehr vorbehaltlich zu erzählen. Es ist beim Erzählen mit in Anschlag zu bringen, daß der Erzähler selber noch auf dem Weg ist und deshalb auch mit früher gemachten Erfahrungen neue Erfahrungen macht. Er arbeitet noch an seiner Biographie. Endgültigkeit erlangt die von sich selber entworfene Biographie erst, wenn sie nicht mehr vom Erzähler selbst erzählt werden kann, weil der Erzähler tot ist. So sieht sich der bedachte Erzähler immer mit der Vorläufigkeit seines Erzählens und deshalb mit der Unmöglichkeit konfrontiert, damit zu einem Ende zu kommen. Er muß seine letzte Fassung dem Tod überlassen. Beim Erzählen der Biographie erfährt der Erzähler wie selten sonst die Zeitlichkeit seiner Lebensgeschichte. Auf dem Scheitelpunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft sucht er dem Vergangenen neue Möglichkeiten abzugewinnen, Identität zu haben, genauer: „erzählend neue Möglichkeiten zu finden“. Dem Erzähler seiner Lebensgeschichte geht es im Grunde um seine Existenz. Im Erzählen seiner Vergangenheit gibt er zu erkennen, wer er in Zukunft – hoffentlich mit Zustimmung seiner Zuhörer – zu sein beabsichtigt. Er spürt, solange er erzählt, ist seine Sache noch offen. Er erzählt sein Leben, um Zukunft zu gewinnen, um sich am Leben zu erhalten oder um sein Leben auszuhalten. Das Geheimnis unseres Erzählens ist das Geheimnis der Scheherezade.

Der biographische Erzähler sucht sich verständlich und anerkennbar zu machen. Gelingt das nicht, dann bricht die kommunikative Situation in ihren tragenden Fundamenten zusammen. Der Versuch, sich biographisch verständlich und anerkennbar zu machen, hat aber ganz spezifische Schwierigkeiten. Es ist fast unausweichlich, daß der Erzähler irgendwann merkt, daß seine Lebensgeschichte auch von anderen Leuten erzählt wird, und zwar in einer ganz anderen und höchst unangenehmen Fassung, etwa vom Richter, vom Ankläger, von Gerüchteerzählern, von Verwandten, von Erziehern. Diese Tat-

6. Biographisches
Erzählen ist
konflikthaft

sache bedeutet nicht nur ein Mitwissen und Mitdeuten anderer, sondern vor allem ihren Anspruch, mitbestimmen zu wollen, als wen ich mich verstehen und wollen soll. Denn die fremden Fassungen unserer Lebensgeschichten werden mit normativem Erwartungsdruck an uns herangetragen: Wer wir zu sein oder zu bleiben hätten aufgrund von Herkunft und Geschichte. Erwartungen und Wünsche können entmündigen und knechten. Sie können aber auch Selbstbestimmung fördern. Und als solche sind sie in der Erziehung unverzichtbar. Wie Leben fördernd unsere Lebensgeschichte im Kopf und im Mund anderer Leute sein kann, zeigt zum Beispiel die Laudatio anlässlich eines Jubiläums oder eine auf unser Leben ausgreifende Gratulation beim Geburtstag. Wenn eine solche Erzählung gelingt, dann ist sie eine Anerkennung. Sie will sagen: „Weiter so!“ oder: „Die oder der bist du. Ich freue mich darüber. Du hast meine volle Zustimmung. Du bist mir, so wie du gelebt hast, herzlich willkommen. Ich anerkenne dich. Ich will, daß du der bist, der du bist.“ Wenn eine solche Anerkennung allerdings auf einer Fassung meiner Lebensgeschichte beruht, die ich nicht bereit bin mitzuvollziehen, dann bin ich von ihr peinlich berührt. Das ist etwa der Fall, wenn jemand meine Leistung in einem Beruf loben würde, den ich selber als verfehlten Lebensweg betrachte. Dann habe ich den Eindruck, daß ich mit der Anerkennung gar nicht gemeint bin. Es kann dagegen lehrreich oder tröstlich, heilsam oder befreiend sein und neue Kräfte wecken, wenn jemand eine neue und für mich akzeptable Fassung meiner Lebensgeschichte aus seiner Perspektive erzählt, etwa aus der Perspektive des Liebenden oder des Therapeuten. Oder wenn es mir jemand ermöglicht, das aus meiner Sicht verpfuschte Leben in der viel freundlicheren und heilsameren Perspektive der biblischen Verheißungen zu sehen. Wenn also einer mir wohlwill, wird er meiner Lebensgeschichte eine Fassung geben, die von mir übernommen und bei aller Kritik im ganzen doch bejaht werden kann. Ist das nicht der Fall, dann halte ich mich für überfahren, meiner Selbstbestimmung enteignet, für andere Zwecke verwertet oder verwaltet. Das Bild von mir spricht gegen mich. Meine Akzeptanz wird unter die Bedingung gestellt, ein anderer sein zu sollen, als ich sein will. Die Lebensgeschichte wird zu einer Leidensgeschichte. Das ist der Konflikt, den wir mit den Vorstellungen der Eltern, mit den Wünschen des Partners und oft genug mit den von uns selbst erfundenen Idealen haben. Der Konflikt ist also nicht die Ausnahme. In der Regel findet die unbedingte gegenseitige Anerken-

nung nicht statt. Was wir finden, ist meist nur eine bedingte Anerkennung, und was wir geben, ist meist auch nur eine bedingte Anerkennung. Was wir aber brauchen und immer suchen, ist eine unbedingte Anerkennung. Im Leben Jesu von Nazaret wird wie sonst selten dieser elementare und schließlich tödliche Konflikt deutlich zwischen den ihm von seinen Zeitgenossen zugeordneten Lebensmustern und der Lebensgeschichte, die seine Berufung erzwingt. Die Mutter und „die Brüder“ Jesu wollen in ihm den Zimmermann sehen, die Zeloten und die Sadduzäer den politischen Rebellen, die Leute den Wundertäter, einige den erwarteten Messias, die Jünger den, der in ihren Tagen das Reich bringt. Mit keiner dieser Erwartungen kann Jesus seine Lebensaufgabe zur Deckung bringen. Die Frage ist, ob und wie trotz solcher Verweigerung der sozialen Anerkennung Leben möglich ist.

7. Autobiographisches Erzählen sucht und erbittet unbedingte Anerkennung

Es gibt viele Gründe, von sich zu erzählen. Einige wurden schon genannt: dem anderen die Möglichkeit zu geben, sich handelnd auf den Erzähler einzustellen; sich vor dem anderen als zurechnungsfähig darzustellen; sich selbst in seinen Rechtsansprüchen auszuweisen und anderes mehr. Aus solchen Gründen ergeben sich zwar unterschiedliche Erzählfassungen eines Lebens. Aber sie sagen immer: So bin ich, bitte gestatte mir, der zu sein. Nimm mich trotzdem ernst. Laß mich bitte deshalb nicht fallen. Laß die in meinem Leben beschlossenen Ansprüche gelten. Ich möchte vor dir in aller Konkretheit „ich“ sagen dürfen. Offensichtlich braucht der Erzähler, um seine konkrete Identität zu gewinnen, die Anerkennung durch andere. Und offensichtlich rechnet er damit, daß er eine solche Anerkennung seiner lebensgeschichtlichen Identität beim anderen einfordern darf. Er tut dies in der Erzählung seiner Biographie. Die in der Erzählung vollzogene Bitte impliziert allerdings ein Risiko. Sie ist nämlich ein Akt der Selbstpreisgabe und des vorausgehenden Vertrauens. Der andere könnte immerhin die erbetene Anerkennung des ihm zur Kenntnis gebrachten Lebens verweigern. Er hat nun Macht gewonnen. Er könnte an die Anerkennung Bedingungen knüpfen, er könnte Teile aus der Anerkennung ausklammern. Oder die Anerkennung könnte zu leicht über seine Lippen kommen, so daß sie Gleichgültigkeit, Desinteresse verrät. Weder mit der bloß bedingten Anerkennung, noch mit der Gleichgültigkeit wird der Erzähler seines Lebens gut leben können. Er will mehr. Er muß sich deshalb immer fragen, ob er seinen Zuhörer nicht überfordert. Dieser ist vielleicht peinlich berührt und hält die Erzählung für unerwünscht, überzogen, aufdringlich. Der Zuhörer

fühlt sich nicht willens und nicht in der Lage, den in der Erzählung erhobenen Ansprüchen zu entsprechen. Deshalb verhält er sich zögerlich und distanziert. Was der Erzähler seines Lebens sucht, ist: eine unbedingte Anerkennung. Er sucht einen, der sein Leben bejaht, einschließlich seiner Irrungen und Wirrungen, seiner Verletztheiten und seiner Schuld. Das biographische Erzählen ist seiner Intention nach eine Suchbewegung nach einem solchen guten Hörer. In der Regel muß er sich zurückhalten. Er darf klugerweise nicht alles sagen. Aber das schwebt ihm vor, einmal alles, vorbehaltlos erzählen zu dürfen, jemandem, bei dem es gut aufgehoben ist. Gesucht ist: mein Leben – eine Gravur in Gottes Hand (Jes 49, 16).

8. Autobiographisches
Erzählen bezeugt
zuverlässige
Wirklichkeit

Auch wenn der Erzähler nicht alles sagt, seine Erzählung gibt seinem Zuhörer einen Vertrauensvorschuß. Angst und Mißtrauen scheinen also mindestens begrenzbar zu sein. Es werden ja in der Tat Lebensgeschichten erzählt. Menschen geben sich voreinander Blößen, ohne sich wechselseitig sicher sein zu können. Auch in unserer Gesellschaft der Konkurrenzen und der Interessenkämpfe scheint das noch möglich zu sein. Ein solches Risiko, sich vor dem anderen zunächst einseitig eine Blöße zu geben, ist nur unter der Voraussetzung „sinnvoll“, daß der Erzähler bei Verweigerung der Anerkennung nicht ins Bodenlose fällt. Biographisches Erzählen scheint unterfangen und getragen zu sein von der Gewißheit, daß nicht völlig ins Leere, ins Ungehörte hinein erzählt wird. Der Erzähler scheint immer wieder davon ausgehen zu können, daß sein Leben vor allem Suchen nach Anerkennung schon anerkannt ist und entgegen aller Angst vor Selbstverlust in guter Hand bleibt. Allein diese vorausgehende Gewißheit macht Mut und gibt Zuversicht, erneut zu suchen. So kommt im Erzählen der eigenen Lebensgeschichte nicht nur die Suche nach noch ausstehender Anerkennung, sondern noch viel mehr die schon geschehene Anerkennung zum Ausdruck: die unzerstörbare Würde des Menschen, die ihm von dem zukommt, der ein besserer, genauerer und zugleich wohlwollender Zuhörer ist, als wir es sein können.